

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

5.7.1931 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 27



5. Juli 1931

Heinrich Schlick / Das Abgabewesen in der Kurpfalz um 1800

Die Jahre unmittelbar vor dem Uebergang der rechtsrheinischen Pfalz an Baden (1802) waren für die pfälzische Bevölkerung in steuerlicher Hinsicht besonders unangenehm. Die fortwährenden kriegerischen Verwicklungen um die Jahrhundertwende brachten ungeheuerere Kriegslasten und damit eine beständige Vermehrung der Abgaben mit sich. Die wichtigsten Abgaben waren die Schätzung, der Zehnte, der Zoll und die Akzise.

Die Schätzung wurde monatlich von den Gemeindeführern eingezogen. Sie ruhte auf Grundstücken und Häusern und war in ihrer Höhe sehr verschieden. Auf Grund einer Schätzung wurde der Schätzwert festgesetzt, wobei auf Lage, Ergiebigkeit des Grundstücks und dergleichen mehr Rücksicht genommen wurde. Der Schätzungsbetrag schwankte zwischen 5 und 10 Prozent des Schätzwertes. Heidelberg hatte die übliche Schätzung durch ein „Schätzungspersonalquantum“ von 10000 fl. abgelöst, das in monatlichen Raten an die kurfürstliche Obereinnahme entrichtet werden mußte. Eine städtische Schätzungskommission schlug diese Summe einschließlich der Erhebungskosten alljährlich auf die schätzbaren Objekte aus und ließ sie dann durch die städtischen „Einnahmer“ einziehen. In Mannheim mußten die Einwohner die Schätzung an die kurpfälzische Staatskasse abführen. Der Betrag selbst wurde jeweils von der Regierung im Benehmen mit dem Stadtrat festgesetzt.

Die meisten Grundstücke waren seit 1750 nicht mehr eingeschätzt worden und entsprachen somit in ihrem Steuerwerte keineswegs mehr den tatsächlichen Verhältnissen.

Die Bodenzinsen, die außerdem auf den Grundstücken lasteten, betragen durchschnittlich fünf Prozent der Schätzung.

Eine weitere Abgabe, die als Reallast auf den Grundstücken ruhte, war der auch überall sonst übliche große und kleine Zehnte.

Daneben finden wir auch häufig den sogenannten Weinzehnten, Wiesenzehnten und Novalzehnten. Der große Zehnte ruhte auf Korn, Spelz, Winter- und Sommergerste, Einkorn, Hafer, Winter- und Sommerroggen und Hopfen. Der kleine Zehnte umfaßte Hanf, Tabak, Mohn, Kartoffel, Weichkorn, Erbsen, Linse, Kraut und Dickrüben, Futterkräuter, Stupfelrüben, Rapsrüben, Obst, Kürbisse; alle Gartengewächse sowie jede Nachsaat waren zehntfrei und selbst dann, wenn diese Früchte auf sonst zehntbaren Grundstücken angebaut wurden. Den Blutzehnten finden wir nur ganz vereinzelt. Von Bedeutung scheint er jedoch kaum gewesen zu sein, schon deswegen nicht, weil er seiner Natur nach eine vollkommen unzuverlässige Abgabe darstellte, die von dem Zehntpflichtigen verhältnismäßig leicht unterzogen werden konnte.

In den Genuss der Zehntabgaben teilten sich die Landesherrschaft, die Religionsgesellschaften und die Grundherren. Nur an ganz wenigen Plätzen floßen die Abgaben in eine Tasche. Meist waren jedoch die Zehntabgaben nach einem feststehenden Verteilungsmaßstab an mehrere „Zehntherren“ abzuführen. So bezog, um nur ein für die rechtsrheinische Pfalz typisches Beispiel anzuführen, den großen Zehnten in Bauerthal zu einem Drittel der Pfarrer zu Dielsheim, zu einem Drittel das Domstift Worms und zu einem Drittel der Freiherr von Sickingen; den kleinen Zehnten aber der reformierte Pfarrer zu Wiesloch. Nur der „Novalzehnte“, eine Abgabe, die auf neu urbar gemachtem Grund und Boden lastete, stand fast durchweg der Landesherrschaft (also dem Kurhause) allein zu.

Recht schwierig gestaltet sich die Frage nach dem Ursprung und dem rechtlichen Charakter des Zehnten. Es stehen sich hier zwei Meinungen gegenüber. Während nämlich ein Teil der Rechtshistoriker, und zwar der größere Teil, in ihm heute eine geistliche Abgabe sieht, führt ihn der andere Teil auf eine eigentlich dem Grundbesitzer zustehende Abgabe zurück. Für unsere pfälzischen Verhältnisse dürften wir jedoch kaum fehlgehen, wenn wir den Zehnten als eine geistliche Abgabe betrachten, die ursprünglich vom Bischof beziehungsweise von den ihm unterstellten Pfarrern eingezogen wurde und zu einem Drittel dem Bischof und der ihm unterstellten Geistlichkeit, zu einem Drittel der Kirchen- und Gottesdienstunterhaltung und zu einem weiteren Drittel den Armen zukam. Späterhin dagegen scheint der mächtig emporkommende Landadel innerhalb seines Besitzes den Einzug dieser Abgabe ganz oder wenigstens zum Teil an sich gebracht zu haben. Damit trat neben den geistlichen Zehntherren der weltliche Zehntherr.

Die Akzise, eine Art Verbrauchssteuer, ruhte auf Korn, Gerste, Spelz, Haber, Fleisch und nichtpfälzischem Wein. Die Metzger und Müller mußten einen besonderen Eid leisten, wonach sie nur solche Früchte mahlen beziehungsweise nur solches Vieh schlachten durften, für das „Accise“ entrichtet war. Die „Accisezettel“ hielt der „Accisor“ bereit, der seinerseits dem „Zollbereuter“ vierteljährlich Rechnung darüber ablegen mußte. Die kurfürstlichen Diener aller Rangstufen, sowie alle Geistlichen, Stiftungs- und Klosterinsassen waren von dieser Abgabe befreit. Desgleichen genossen auch alle Bergwerksangestellten, Fabrikanten und Fabrikarbeiter der rechtsrheinischen Pfalz „Accisefreiheit“. Die Befreiten bekamen je nach der Größe ihrer Haushaltung vom Accisor für ein bestimmtes Quantum Getreide und Fleisch „Accisefreizettel“ ausgehändigt. Allein der Begriff des Hausverbrauchs

war dehnbar. Und hatte man dazu noch den Akzisor zum Freund, so war es ein leichtes, sich ein größeres Quantum in das Akzisregister schreiben zu lassen.

Baden behielt diese Regelung bei, nur mit der 1805 erfolgten Aenderung, daß von diesem Zeitpunkte an alle Untertanen ohne Unterschied die übliche Akzise entrichten mußten, wobei jedoch die bis dahin „Privilegierten“ die einbezahlte Akzise bei der Jahresverrechnung wieder zurückerstattet erhielten.

An Zoll wurde in der Rheinpfalz sowohl Wasser- als auch Landzoll erhoben. Der „Zollbereuter“ hatte die Zöll- und Akzisstätten, Straßen, Mühlen- und Lebensmittelgeschäfte zu beaufsichtigen und dem Oberamte darüber von Zeit zu Zeit Berichte vorzulegen. Zur Unterstützung waren ihm „Zöllner“ und „Acciser“ beigegeben. Er mußte das Zollgebiet dauernd kontrollieren und insbesondere auch darauf achten, daß die Fuhr- und Handelsleute keine Nebenstraßen benützten, um so dem Weggelde zu entgehen. Seine Besoldung bestand in 70 fl. und 12 Malter Korn. Da er zur Vorsehung seiner Amtsobliegenheiten ein Pferd halten mußte, wurde ihm außerdem „ein Rittgeld“ von 200 fl. jährlich, sowie 25 Malter Haber und 2 Wagen Heu zugebilligt.

Zollfreiheit genossen ursprünglich die rheinische Ritterschaft, die Ritterschaft des Kraichgaus, Kurmainz (allerdings nur für zu eigenem Gebrauche aus der Pfalz ausgeführte Gegenstände), dann der Kaiser und die übrigen Reichsstände. Eine im Jahre 1800 erlassene Verordnung hob jedoch alle diese Zollfreiheiten auf. Ob die Verordnung allerdings durchgeführt wurde, läßt sich leider nicht nachweisen. Für die pfälzischen Einwohner galt die Bestimmung, daß nur innerhalb des Ortsbereiches gekaufte Waren zollfrei bleiben. Die Heidelberger durften auf Grund eines besonderen Privilegiums Waren, die sie in einem Umkreise von zwei Stunden entfernten Ortschaften, eingekauft hatten, zollfrei einführen. Eine ähnliche Bestimmung dürfte auch für Mannheim gegolten haben.

Die Unterhaltung der Straßen und Wege in der Pfalz war Angelegenheit der Gemeinden. Die dazu benötigten Gelder wurden durch die Chaussee- oder Weggeldabgabe aufgebracht. Diese Abgabe wurde grundsätzlich nur von fremden Durchreisenden erhoben; von den Oberamtseinwohnern dagegen nur, wenn sie Transportunternehmer waren. Die Höhe dieser Abgabe war nahezu von Ort zu Ort verschieden. So verlangte man in Breiten beispielsweise für einen „geladenen Landwagen“ vier Kreuzer, für einen unbeladenen Güterwagen sechs Kreuzer, für einen Wagen Korn zwei Kreuzer, für einen leeren Wagen oder ein Reitpferd einen Kreuzer. In Eppingen mußte man für jedes gespannte Tier (Pferd, Ochse, Kuh) einen Kreuzer entrichten, für einen leeren Wagen die Hälfte. In Schwellingen betrug das Weggeld für einen Wagen Korn zwei Kreuzer, für einen leeren Wagen aber ½ Kreuzer, in Ladenburg für einen beladenen Wagen zwei Kreuzer, für einen Wagen Korn ein Kreuzer, für ein Reitpferd ein Kreuzer. In Heidelberg zahlte man für einen Wagen Korn ein Kreuzer, für einen Güterwagen sechs Kreuzer. Von einem „reitenden Juden“ verlangte man einen Kreuzer Weggeld. Abgabefrei war der gesamte kurpfälzische Hofstaat, einschließlich aller am Hofe weilenden fremden Gesandten, die herrschaftlichen Fronführer, die Postillons sowie alles in Kurpfalz eingeführte Schlachtvieh.

Um eine Abwanderung des Vermögens möglichst zu verhindern, wurde eine verhältnismäßig hohe Nachsteuer erhoben. Der Abzug, wie die Nachsteuer noch genannt wurde, ruhte auf allen Vermögenswerten, die von Pfälzern in ein fremdes Land gebracht wurden, mit dem die Pfalz keine Freizügigkeit unterhielt. Sie betrug 10 Prozent des Vermögens. In Heidelberg floß die Nachsteuer in die städtische Kasse. In Mannheim teilten sich die Stadt und die kurfürstliche Kasse in ihren Ertrag. In vogelreichen Dörfern stand die Nachsteuer dem Vogtsjunker zu. In allen übrigen Ortschaften der Pfalz bezog die Landesherrschaft diese Abgabe allein. Mit dieser Nachsteuer suchte man auch die Auswanderungen einzuschränken. Wer auswandern wollte, mußte bestimmungsgemäß bei seinem Oberamt um Erlaubnis nachsuchen. Wurde diese Vorschrift nicht beachtet, so verfiel das Vermögen des Ausgewanderten dem Staate. Die Ortsvorsteher aber waren angewiesen, auf die der „Auswanderung verdächtigsten“ ihr Augenmerk zu richten und keinem Untertan den Verkauf seiner Güter zu gestatten, bevor das Oberamt die Genehmigung zur Auswanderung erteilt hatte. Die Werber aber wurden, wenn man ihrer habhaft werden konnte, gefangen gesetzt und mit Zuchthaus bestraft. Wer zur Ergreifung eines solchen „Verführers“ beitrug, erhielt eine Belohnung von zehn Reichstalern. Trotz alledem gelang es der Regierung jedoch nicht, der überhandnehmenden Auswanderung zu steuern. Die geradezu trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse machten eben die Menschen empfänglicher für die Lockungen der Werber, die ihnen die neue Welt in den glänzendsten Farben zu malen verstanden.

Außer der Nachsteuer hatte jeder, der die Pfalz verlassen wollte, an seinen Heimatort eine Kriegsteuer abzuführen. Diese Steuer war von Ort zu Ort verschieden und war zur teilweisen Tilgung der Kriegsschulden bestimmt. Allerdings wurde diese Kriegsteuer in gleicher Weise auch von den Nichtauswandernden

erhoben. Befreit waren davon nur die Geistlichen, Militärs, Hof- und Livreebedienten, Künstler und unbemittelte Untertanen. Die übrigen Staatsdiener mußten 10 Prozent ihres Gehaltes entrichten, die sonstigen Einwohner aber wurden ihrem Einkommen entsprechend herangezogen.

Beim Passieren einer Brücke mußte Brückengeld entrichtet werden, das für die Einwohner des Brückenortes und der Nachbargemeinden geringer war als für Fremde. Der Ertrag dieser Abgabe war besonders in den Hauptstädten Heidelberg und Mannheim ziemlich groß. In Heidelberg stand diese Einnahme im Jahre 1801 mit 5701 fl. an zweiter Stelle unter den Einnahmeposten der Stadt.

Das Ohmgeld, das etwa unserer Getränkesteuer entspräche, mußte von allen „unter Reif liegenden Getränken“, so oft diese den Besitzer wechselten, entrichtet werden. Es betrug für ein Fuder ausländischen, d. h. nichtpfälzischen Weins, zwei Gulden, für ein Fuder pfälzischen Weins einen Gulden, für das gleiche Quantum ausländischen Brantwein zehn Gulden, inländischen Brantwein vier Gulden, für Essig einen Gulden, für Bier, Birnen- oder Apfelwein 30 Kreuzer. Ein „Umgelder“ zog diese Abgabe ein. Um der Steuerhinterziehung vorzubeugen war der Verkauf von Trauben am Stöcke, wie auch der Transport unversteuerten Weins, bei Strafe der Konfiskation verboten. Einem Käufer aber war es unter Strafe verboten, unversteuerte Getränke zu behandeln. So streng die Bestimmungen waren, so lax war ihre Durchführung. Der Reinerlös aus dieser Abgabe, die in die Staatskasse floß, war jedenfalls nur gering.

Neben den schon aufgeführten Hauptabgaben existierte noch eine ganze Menge kleinerer Abgaben, die in der pfälzischen „Taxordnung“ festgelegt waren. Fährte beispielsweise ein pfälzischer Bürger in seiner Pestschaft einen Helm oder eine Krone, so mußte er eine Gebühr von drei Gulden zahlen, da das Recht zum Führen dieses Zeichens grundsätzlich nur Adeligen zustand. Und die Oberämter und Stadtverwaltungen der Hauptstädte waren verpflichtet, streng auf diese Verordnung zu achten und mußten zu diesem Zwecke, alle fünf Jahre die Abdrücke der Pestschaften aller geistlichen und weltlichen Einwohner einfordern und dem Landeskommissariat zur Kontrolle vorlegen. Der Krieg hatte allerdings diese überspannte Vorschrift in Vergessenheit gebracht.

Ließ sich ein pfälzisches Brautpaar außerhalb der Kurpfalz trauen, so mußten drei Gulden als Landesfundigebühr entrichtet werden. Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst durften nicht länger als drei Tage dauern und waren gebührenpflichtig. (Auf dem Lande ein Gulden, in der Stadt drei Gulden.) Desgleichen war eine Gebühr fällig, wenn eine Hochzeit während der geschlossenen Zeit oder aber unter Verwandten stattfand. (Zwischen 1–5 fl.) Die Trauerzeit, die bis zu einer etwaigen Wiederverheiratung einzuhalten war, betrug für den Mann vier Monate, für die Frau acht Monate. Eine Dispenserteilung von dieser Vorschrift kostete bis fünf Gulden.

Nur Adelige, Räte, Professoren und Doktoren durften in einem Leichenwagen zur letzten Ruhestätte gebracht werden. Für alle anderen mußte, und das selbst, wenn eigene Pferde und Wagen vorhanden waren, für dieses Vorrecht des höheren Standes eine Gebühr von drei Gulden entrichtet werden.

Ebenso waren alle Güterverkäufe, Versteigerungen und Erbschaften steuerpflichtig. Selbst eine Lotteriesteuer kannte man schon. Jede Lustbarkeit und jeder Ball waren anzeige- und gebührenpflichtig. Kaffeehäuser, in denen Glücksspiele und Billards aufgestellt waren, mußten an den Landesfundus eine Spielgebühr abführen. Aerzte waren in Hinsicht ihrer Landesfundigebühren mit den Marktchreibern und Komödianten auf eine Stufe gestellt. Sie hatten in der Stadt täglich 30 Kreuzer, auf dem Lande täglich 15 Kreuzer als Landesfundigebühr zu bezahlen. Von allen neu-begebenen Lehen verfiel die Hälfte des ersten Jahresgewinnes als einmalige Abgabe dem Landesfundus.

Diese Aufzählung könnte beliebig fortgesetzt werden. Allein es galt ja hier nur aufzuzeigen, wie mannigfaltig und geradezu unübersehbar das Abgabewesen in der Pfalz zur Zeit des Uebergangs geworden war. „Nichts hat mir“, so äußerte sich ein Zeitgenosse ironisch zu den vielen Abgaben, „einen so hohen Begriff von der Ergiebigkeit des Landes gegeben, als die Liste eines kurfürstlichen Einnahmeherrn von den Abgaben der Untertanen im Vergleiche mit ihrem Wohlstand. Für mich wenigstens wäre es ein unauslöschliches Problem, eine Rubrik von Auflagen zu erfinden, die nicht auf dieser Liste stünden; es müßte denn ein Akzisor von der Lust seyn, die man auf pfälzischem Grund und Boden einathmet.“ Und es ist kaum anzunehmen, daß es zur Zeit des Uebergangs auch nur einen einzigen pfälzischen Beamten gab, der sich in diesem Resport wirklich auskannte.

Was uns an Berichten über dieses Gebiet erhalten ist, bestätigt diese Vermutung jedenfalls vollkommen. Der Staatskasse leistete diese umständliche Steuermaschine trotz der entsetzlich vielen Abgaben ihrer großen Verwaltungskosten und unzweckmäßigen Organisation wegen eine nur unzureichende Unterstützung. Die Bevölkerung aber litt stark unter den vielen Abgaben und klagte insbesondere über die häufig wahrnehmbare Willkür bei der Festsetzung der Abgaben.

Mar Bittrich / Johanna Thomä / Novelle

I.

Im stillen Viertel der süddeutschen Hochschulstadt tauchte zu Beginn des vorigen Jahres ein hochgewachsenes Mädchen in Tracht auf. Das hübsche Gesicht mit den ausdrucksvollen Augen fand Bewunderer. Wenn zwei Vorübergehende die junge Schwarzwälderin gemustert hatten, so pflegte einer etwa zu äußern: „Sauberes Kind! Findet man sonst mehr auf Genrebildern älterer Schule!“ — „Stimmt ausgezeichnet! Bantier!“ unterstüßte ihn der zweite. — „Geschmeichelle Wirklichkeit sozusagen.“

Doch die anscheinend festlich hergerichtete Johanna Thomä gerührte den Verdacht, in Schale oder Kern unecht zu sein. Ob sie im Garten der Villa schaltete, ob sie Marktwaren heimtrug, den Gehweg reinigte oder die beiden Enkelchen des Professors Sartorius an die Sonne führte, stets blieb sie die saubere nette Person. Wer beim Professor anklopfte, lernte in der schmucken Johanna die wortgewandte Leiterin des Haushalts kennen, die mit Anstand verhandelte, wohlwollend ruhig Pflichten gegenüber dem Besucher erfüllte, auch wenn sie soeben Küche und Kochtopf verlassen hatte und, während sie mit dem Besucher sprach, ihre Augen den an der Stubentür neugierig harrenden Kindern zuwenden mußte.

„Johanna!“
„Vieb sein, Ernsthle, Trudese! Ich komme bald zu euch hinüber!“

Jubelnd verzogen sich die beiden in ihr Stübchen. Mancher Fremde, im Wartezimmer des Professors aufgehalten, wagte einige Fragen an Johanna, erkundigte sich nach Heimort, Eltern, nach den Umständen, denen Sartorius diesen Gewinn verdankte. Denn daß ihm das Geschick besonders hold gewesen sei, als es ihm nach schwärzestem Unheil dies schaffenslustige freundliche Mädchen zuführte, davon war jeder Kenner der Sartorius'schen Familienverhältnisse überzeugt.

Wer dem Gelehrten näherstand, in ruhiger Stunde mit ihm den frühen Tod von Frau und Sohn, dazu das Geschick der durch Flucht der Schwiegertochter jäh verwaisten Enkel besprach, schloß wohl mit der Bemerkung: „Ihr junges Volk scheint vortrefflich vorzuzugeln zu sein. So oft man seine Hüterin mit den Schülern trifft, hat man den fröhlichsten Dreißigjährigen vor sich. Jedes Auge leuchtet einem entgegen.“

„Ich muß dankbar sein auf Anien. Die glücklichste Wahl, die ich treffen konnte!“

„Ein Dorfmadchen, und so verschieden begabt!“

„Noch erstaunlicher bleibt der Gewinn, weil ihn der Zufall mir zuwarf. Im Glottertal, als ich einen kranken Berliner Kollegen aufsuchte, begegnet mir auf der Treppe des Sanatoriums ein Mädchen, das ich irgendwo bereits getroffen haben mußte. Was stellt sich heraus? Vor zwei Jahren, zu Lebzeiten meiner Frau, hat Johanna Thomä mitunter ihre Mutter zu uns begleitet. Geflügel, Butter, Eier-Lieferungen! Später haben die Thomäs nur an Händler verkauft, die selbst in Hof und Stall einfuhrten. Die Eltern waren heilfroh darüber: acht Kinder, von denen das älteste die Johanna mit ihren 22 Jahren ist, wollten eingedrillt sein zu eigener Ordnung und als Helfer in der ausgedehnten Landwirtschaft. Ich selbst prüfte nach: musterhafte Ordnung! Jedes Kind stramm dazu erzogen, ein jüngeres zu demüttern auf dem Wege von Bett zu Bett. Feinlich genau arbeitendes Uhrwerk.“

„Und aus dieser Ordnungszelle — —“

„— stammt unsere Johanna, die jetzt in der Stadt verdienen muß, während ihr ältester Bruder hier zugleich studiert. Auf den Forstmann arbeitet er hin. Johanna ist gleichfalls bestrebt, sich weiter zu bilden. Müßig sitzen? Niemals! Spät abends noch liest sie aus meiner Bibliothek und wählt recht verständig.“

Ähnlich unterhielt man sich öfter, und man lobte nicht minder als ihren Fleiß und Verstand Johannas beneidenswert schöne Gestalt, ihr anziehendes offenes Gesicht.

Lobsprüche in bunter Reihe! Wie hätten sie des Professors Dankbarkeit und Achtung nicht kräftig nähren, der in ihm raunenden Stimme nicht Kraft zuführen sollen: verpflichte dir dieses Mädchen zeitlebens!

Die ersten schüchternen Lockungen hatte er verlaßt. Bald beschäftigte sich der nüchterne prüfende Verstand mit der Möglichkeit.

Das Ergebnis? Sartorius hatte sich an der Fremden entzündet, er stand in Flammen. Nimm dieses anspruchslöse und begabte, füsige, auf Fortbildung bedachte Wesen trotz deiner reichlich fünfzig Jahre! rief er sich zu. Du bist unabhängig. Einige Spötter werden aufstehen; was gehen sie dich an! Du hast dem Leben viel geopfert; es hat dir bisher rasch entziffen, was du nach langem Für und Wider als sicheres Gut betrachtetest. Frisch gewagt! — das ist vielleicht der in deinen Sternen wohnende Schicksalsruf, eine bessere Lösung als das bisher eitel gebliebene: Ueberlege allerwege!

Nach wem hatte er zu fragen, für wen zu sorgen? Für die Enkel. Konnte sich jemand liebevoller ihrer annehmen, konnte ein anderes weibliches Geschöpf hingebendere Pflegerin sein als Johanna, unter deren Augen eine Schar von Geschwistern herangetrieben war? Wer würde sein Haus vernünftiger weiter leiten? Wer für ihn liebevoller sorgen?

Ja, nun durfte er der naheliegenden weiteren Frage nicht ausweichen: welche andere Frau lebte gegenwärtig heißer in seinem Blute?

Er suchte letzte Prüfung seines Innern am einsamen sommerlichen Seestrand. Antwort: Greife nach Johanna! Er irrte von den Büchern zur entscheidenden Frage ab. Johanna, immer Johanna!

Die Folgen des ungewöhnlichen Schrittes wurden oft überlegt. Wer siegte über sämtliche Bedenken, wer würde kurze Entfremdungen, Abkehr einiger Freunde und Freundinnen wettmachen? Johanna. Ein paar Wochen oder Monate abgefühlt Beziehungen zu Bekannten würden dahinstiegen; Johannas Vorzüge mußten die Sympathie der Abtrünnigen zurückerobern.

Weshalb also dein Geßpann zu üblichem Trott anhalten! Laß deinen Rossen einige Freiheit. Vertraue deinem Fuhrwerk. Es wird auf neuem Acker halten. Hülfe vor der Mitwelt deine eigene Fahne. Nur suche noch genauer zu erforschen, welcher Brand in dem Weibe Johanna loht. Wie das? Gib ihr Bücher zu lesen, über deren Moral sie sich äußern muß, zum Exempel die Geschichte des Hirtenmädchens von St. Peter auf dem Schwarzwald. Johanna wird Parallelen ziehen; hell genug ist sie dazu. Weshalb sollte ein zweiter derartiger Bund unmöglich sein! Der Mensch bleibt sich gleich im tiefsten Innern. Gerade dort. Unerhört würde deine Wahl sein? Einmalig? Nein! Du hast das Beispiel aus nächster Nähe. Diese Stadt, diese Hochschule bewahrt bis zur Stunde Erinnerungen auf an die Ehe Johann Georg Jacobis, des alternden Gelehrten, mit der jungen Hirtin Maria Ursula Müller.

Sartorius geriet aus gleichmäßigem Fluß der Gefühle in hastenden Strom. Er ließ sich forttragen zu blauen Fernen, zu blühenden Gärten, lauschigen Wäldern unter Sonne, Mond und Sternen. Paradiesische Gefilde einer nachträglich großen und einzigen, vergangene Enttäuschungen wettmachenden Liebe taten sich auf. Die Schwärmerlei lenzlicher Tage ließ ihm Flügel. Unebenheiten künftiger Pfade wurden verlaßt. Der kleinen Sorgen ledig, vom Geträsz der Alltäglichkeit ein für allemal befreit durch die angenehmste Kameradin, würde er nochmals ganz Mensch sein, im umfiedelten wohlversorgten Heim gelobt werden zu regem wissenschaftlichem Schaffen.

Keine Gelegenheit durfte von heute an versäumt werden, um Johanna seine Wünsche erraten zu lassen, sie auf nahe Schicksalsfragen vorzubereiten.

Möglich, daß die heimlich Geliebte, mädchenhaft verwirrt, schon bald, nach einem Blick, nach einem warmen Lob, ihr Einverständnis verriet, bevor noch die laute Frage an ihr Ohr drang. Süß, das dem sicheren Besitz vorhersehingende wortlose Werben und Locken, dieses Wagen und Jagen, Warten und Sehnen, Hoffen und Fürchten, das zarte Sichvorfassen in die Seele des anderen Menschen!

*

Mehrfach kehrte Sartorius zum geschichtlichen Hirtenmädchen vom Schwarzwald zurück in hold besangenenem Gefühl. Immer verglich er die überlieferte Tatsache mit dem Ziele eigener Träumerei. Ein seines altes Kokobüchlein seiner Bibliothek erzählte von „Amouren geistiger Größen des 19. Jahrhunderts“. Er nahm das Bändchen zur Hand. Der Name Jacobis tauchte neben anderen auf. Ein gewichtigeres Werk über ungewöhnliche Schicksale gelehrter Männer am Rhein erweiterte das Wissen über Held und Heldin der berühmten Liebesgeschichte. Sartorius überflog sie, las sie abends bei der Zigarre gründlicher nach, verglich eigenes Fühlen und Wollen mit dem Tun seines Vorgängers an der Hochschule. Die eingetrenten Verse Jacobis ließ er auf sich wirken. Er freute sich über den festen Einfall Goethes, als Mitarbeiter an der Jacobischen „Jris“ mehrere Gedichte mit irreführenden Buchstaben zu unterzeichnen, um die Leserinnen auf falsche Fährte zu locken. Diebisch konnte der etwas trodene Professor Sartorius auf den Stockzähnen lachen über die durch Goethes Scherz mit veranlaßte Aufnahme Jacobischer Verse in mehrere Goethe-Ausgaben. Doch Hauptergebnis dieses Sartorius'schen Studiums war die Eingebung, gerade dieses Kokobüchlein der verehrten Hausgenossin zuzuschauen. Johanna würde fühlen, welcher unfaßbaren Möglichkeit die Liebe fähig sei.

Als Johanna Schlag 9 Uhr mit der üblichen Tasse Tee das Studierzimmer betrat, fragte Sartorius, ob sie den Roman eines Hirtenmädchens aus der Nachbarschaft ihrer Heimat kenne, der Maria Ursula Müller aus St. Peter über dem Glottertal.

„Daß ich nit wüßt, Herr Professor! Einer Maria Ursula —?“
„Ja, einer Zimmermannstochter, die nach unserer Stadt kam, eine zufriedene Dienstherrschafft fand und sich schließlich einem hochgeschätzten Manne verband.“

„Das sei Wahrheit, nicht etwa nur Sage?“
„Möchten Sie sich selbst überzeugen lassen durch ein Buch?“

„Gern, Herr Professor.“
„Hier, lesen Sie in stiller Stunde, was unsere Vorfahren darüber aufgezeichnet haben.“

Sie nahm das Büchlein an sich.
„Vielen Dank! Gute Nacht, Herr Professor.“

„Die Kinder schlafen gesund?“

„Ich denk' wohl.“
 „Wie sollten sie nicht unter Ihrer Obhut, Sie Unermüdliche!
 Gute Nacht!“

*
 Johanna suchte verwundert das Ständerzimmer auf, an das sich ihr Schlafraum reihte, deckte die Schlummernden sorglich zu. Etwas Ungewöhnliches lag ihr in den Gliedern. Waren ihr Worte, Augen, Mienen des Professors nicht nähergekommen als sonst? Was plante er? Manche seiner Aeußerungen, in den letzten Wochen vor ihr und den Kindern leicht hingeworfen, wurden ihr plötzlich wichtiger. Welche Wünsche trug er umher?

Der Drang, mit der Ungewissheit fertig zu werden, überfiel sie . . .

Sie saß auf dem Bettrand, versuchte mit gelassener Bauernklugheit das Räthsel zu lösen, erkannte die Unruhe ihres Herzens. Zwei-, dreimal legte sie das Buch auf den Nachttisch und griff erneut darnach. Sie blätterte, beschaute einige Stiche. Ihr Auge irrlichterte über verschiedene Seiten, fand Halt an dem durch ein seidenes Schnürchen angemerkten Kapitel.

„Wir müssen“, so las Johanna, „zumehr des höchst sonderbaren Bundes gedenken, an den zu erinnern gewiß wohlgefälliger Dienst am Eigentümer dieses Druckwerks sein wird: In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zählte zu den bekanntesten deutschen Menschen der Gelehrte und Dichter Johann Georg Jacobi, der Freund Goethes und Wielands, Gleims und Pfeffels. Zeitgenossen haben ihn einen schon auf Erden seligen Mann geheißen. Jacobi's charakteristische Heiterkeit sei, so behaupteten sie, nicht nur im Buche, sondern in der ganzen Persönlichkeit des subtil gestalteten Mannes wohnhaft gewesen, besonders um seinen freundlichen Mund“. Jacobi, 1740 in Düsseldorf als Kaufmannssohn geboren, studierte in Göttingen und Helmstädt zuerst Theologie, später Rechtswissenschaft, endlich die schönen Wissenschaften in Halle. Joseph II. dieser Freund und der wissenschaftlichen Kultur und der Denkfreiheit, berief ihn als ordentlichen Professor der Metaphysik nach Freiburg im damaligen Vorderösterreich. Als bald hatte Jacobi bedeutenden Zulauf. Alles strömte seinen Vorlesungen zu; kein Hörsaal war groß genug, die Zuhörer zu fassen, die aus Staatsbeamten, Professoren, Weltgeistlichen, jungen Klostergeistlichen, Akademikern jeder Fakultät bestanden. Uns aber bleibt an dieser Stelle besonders seine Ehe der Betrachtung würdig durch das eigentümliche Herkommen seiner Frau: Der schwächsterne Jüngling, bereits in Halle mehrfach feurig verlobt, Auheter einer von ihm besungenen Veilande und des Fräuleins Maximiliane la Roche, hat doch beide nur erfolglos umworben. Darauf neigt er sich seiner Kusine Karoline, Tochter des Kon-

sistorialrats Jacobi in Celle zu. Er verlobt sich mit ihr, mit seiner „Chloe“, besingt sie in huldvollen Versen:

O, es war ein süßes Neigen,
 Bis wir endlich, Mund an Mund,
 Fest uns hielten, ohne Zeugen,
 Und geschlossen war der Bund.

Ach, auch das war ein arger Irrthum! Kein Bündnis folgte. Das feste Einkommen fehlte dem Manne noch, womit er hätte eine Familie erhalten können. Erst als er nach Freiburg gegangen ist, schreibt Friedrich Schiller aus Mannheim an ihn: „Sie werden jetzt ohne Zweifel in Ihrem neuen Wirkungskreise tausend Dinge vorfinden, die Ihren Geist und Ihr Herz beschäftigen. Wie sehr beneide ich Ihnen diese Lage!“ Nun war ihm wirklich die Grundlage gegeben, sein Herz fliegen zu lassen, und so gelangten wir zu seinem Hirtensmädchen Maria Ursula. Dieses Naturkind zu sich zu nehmen, ist Jacobi alsobald entschlossen, und jeglichem Widerstand der Verwandtschaft trotzend, besiegelt er den Bund vor dem Altar, der einundfünfzigjährige berühmte Mann mit dem um 24 Jahre jüngeren Bauernkinde. Freunde haben sein bedeutendes Vorhaben unterstützt. So rechtfertigt der gemüth- und geistreiche J. G. Schloffer, Gemahl der Cornelia Goethe, Jacobi's Tun vor seiner Düsseldorf'er Sippe, indem Schloffer auf Grund eigener Anschauung kundtat, das Hirtensmädchen habe jeho in mehreren Jahren des Professors Wirtschaft verwaltet, sich zugleich sehr gute Bildung angeeignet. Maria Ursulas heller Geist, ihr hoher Sinn, ihre reiche Phantasie haben Jacobi bald eine angenehme Gesellschafterin in ihr finden lassen. Wir alle billigen seinen Entschluß, diese wahre Wundererscheinung aus dem Hirtensstand zu seiner Gattin zu wählen. Das Gegentheil würden wir haben tabeln müssen. So berichtet uns Schloffer. Sehen wir weiter zu: viele Jahre verleben beide, so grundverschiedenem Boden entflossene Menschen miteinander. Der Dichter besingt seine „Raide“ oft in zärtlichen Liedern, bewahrt der Mutter seines — früh heimgegangenen — Sohnes über nückterne Zugriffe des Alltags und über die Liebe der Jökulzeit hinaus Treue bis zu seinem Abchied für immer, worauf die melancholische Witwe zu einem kümmerlichen Restchen alter Bedeutung zusammenbricht in unstillbarem Verlangen nach dem namenlos wertvollen entschundenen Besitz.“

So lautete die Geschichte, von der nun Johanna Kenntnis nahm. Jacobi und seine Geliebte standen Schulter an Schulter vor ihr, riefen zur Nachfolge auf. Der kluge Mädchenkopf mußte, welche Wirkung des Büchleins erwartet wurde.

Karl Berner / Drei Gedichte

Sieg.

An dich selber mußt du glauben,
 An den Gott, den du erstrittest,
 Als, verlacht von Blinden, Tauben,
 Du des Kampfes Schmerzen littest.

Geist, mit dem du Böses dämpfdest,
 Hielt dich rein in trüber Gasse;
 Nur der Gott, den du erkämpfdest,
 Ist dir Freund und Weggenosse.

Als die fremde, blöde Menge
 Dich, den wunden Streiter, höhnte,
 Sah sie nicht, wie aus der Enge
 Gott dich führte und dich krönte.

Die Toten.

Die Toten warten — —
 Du wanderst durch des Lebens Garten,
 Ein Fant, der sich um Rosen müht!
 Die Toten ruh'n im Schatten der Zypressen,
 Geliebt — vergessen —
 Es lockt der Tag, und deine Sonne glüht!
 Und wieder kommt ein Tag, da schlägt ein schweres Wetter
 In feuchten Grund die Rosenblätter,
 Daß still die großen Schmerzen reifen —
 Erschauernst fühlst du: Gottes Hand
 Will nach den bittern Früchten greifen . . .
 Es weht ein kühler Hauch aus fernem Nebelland,
 Und deines Lebens Sonne sinkt.
 Sie sendet ihren letzten Schein.
 Auf Kreuz und Steine,
 Wo mancher liebe Name blinkt.
 Im Abendschatten liegt des Lebens Garten.
 Die Toten warten — —

Kühler Hauch.

Tage gibt es, grau verhangen —
 Wie ein kühles Flügelwehen
 Streift es Stirne dir und Wangen,
 Wie im Traume mußt du gehen.

Heißes Lieben, heißes Hasßen,
 Kühlt der Hauch aus Ewigkeiten;
 Durch des Lebens laute Gassen
 Mußt du still und einsam schreiten.

Wollen alte Freuden winken?
 Klingt ein lockend Lied im Ohre? —
 Wo die letzten Klitter sinken,
 Dessnen sich die dunklen Tore . . .